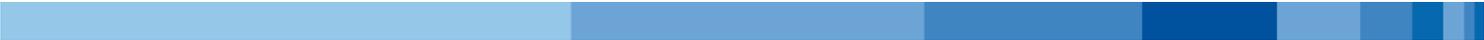


Rede

des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft,
Professor Dr. Peter Strohschneider,
anlässlich des Neujahrsempfangs der DFG
Berlin, 13. Januar 2014

- Es gilt das gesprochene Wort! -



Sehr geehrte Damen und Herren Minister und Senatoren,
sehr geehrte Damen und Herren Staatssekretäre,
sehr geehrte Abgeordnete des Deutschen Bundestages,
Exzellenzen und geschätzte Mitglieder des diplomatischen Corps,
Präsidenten und Magnifizenzen,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

es ehrt die Deutsche Forschungsgemeinschaft und es freut mich sehr, dass ich Sie alle heute Abend zu unserem Neujahrsempfang herzlich willkommen heißen darf.

Ich hoffe, dass Sie frohe Weihnachtstage verbringen konnten und dass Sie mit beschwingter Heiterkeit ins neue Jahr gekommen sind. Möge Sie solche Heiterkeit über die kommenden zwölf Monate hinweg tragen und Ihnen die Dinge leicht machen – die persönlichen Dinge ebenso wie die beruflich-öffentlichen Angelegenheiten! Auch da gibt es gewiss genug zu tun. Und wenn unser Empfang hier in Berlin mit angeregter und anregender Unterhaltung das Seine zur fröhlichen Zuversicht beizutragen vermöchte, so wäre das ja gewiss kein schlechter Beginn!

As last year, let me also extend a very warm welcome to all our guests from abroad! I hope that you had a joyful holiday season and I wish you all the best for the coming year. It is a pleasure for us to have you here tonight – so let us continue our conversation about academic research. There's much to talk about; and at the DFG, we are always curious to learn from others.

Meine Damen und Herren, wir stehen am Anfang einer neuen Legislaturperiode des Deutschen Bundestages. Der Koalitionsvertrag von CDU, CSU und SPD steht ebenso wie das neue Kabinett von Frau Bundeskanzlerin Merkel. Und wie ihre Vorgängerinnen hat auch die derzeitige Bundesregierung der Bildung, Wissenschaft und Forschung im Gesamtgefüge konkurrierender Politikfelder eine gewichtige Position eingeräumt.

Das ist in der Sache gut und richtig und wichtig: Unser individuelles wie unser kollektives Dasein in Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur ist in unerhörtem Ausmaß auf die Leistungskraft und Qualität auch des Wissenschafts- und Forschungssystems angewiesen. Die politische Aufmerksamkeit der neuen Bundesregierung für dieses Handlungsfeld öffnet zugleich den Raum, in dem mit den Ländern und im Gespräch mit den Institutionen der Wissenschaft die politischen Grundzüge und die Einzelheiten der Organisation und Finanzierung ausgehandelt und konstruktiv weiterentwickelt werden können, die Wissenschaft und Forschung in der Bundesrepublik in ihren vielfältigen internationalen Verflechtungen prägen.

Und übrigens versteht sich diese der Wissenschaft und Forschung zugemessene politisch-gesellschaftliche Bedeutsamkeit keineswegs von selbst. Wir brauchten bloß einen vergleichenden Blick in die Wissenschaftsbudgets anderer Staaten der Europäischen Union zu tun. Wir könnten uns auch an sehr altes Wissen darüber erinnern, wie es die Gesellschaft – und zwar gänzlich unabhängig von wechselnden parteipolitischen Präferenzen – mit der Wissenschaft zu halten pflegt. Das schallende Gelächter der thrakischen Magd, von dem Platon im Theaitetos (174a) erzählt, ist dafür emblematisch geworden. Es ist das Gelächter über den Astronomen Thales von Milet, der in den Brunnen gestürzt war, weil er, vertieft in die Beobachtung der Sterne, die Erde vor seinen Füßen aus dem Auge verloren hatte. Das Kriterium für Wissenschaft ist hier allein der Grad ihrer direkten lebenspraktischen Nützlichkeit, und da sieht sie freilich nicht immer gut aus.

Und wie in Milet und der Welt der alten Griechen, nicht anders heutzutage im ubiquitären Springfield und der Welt von Homer Simpson und der Seinen (in der gleichnamigen Zeichentrick-Serie). Im *Springfield Heights Institute of Technology* entwickelt Professor Frinks unentwegt Projekte, zu deren Nachahmung so wenig zu raten ist wie – würde die Magd sagen – bei der Astronomie des Thales. Und dies ist lediglich ein Strang in dem ziemlich komplexen und ziemlich witzigen Wissenschaftsdiskurs der Simpsons. In einer der besten Episoden überhaupt (6/14: „Barts Komet“) sabotiert Homers Sohn Bart Simpson einen Wetterballon, mit dem im Rahmen einer *Science Week* das Interesse der Schüler für die Forschung geweckt werden soll. Zur Strafe muss Bart im Morgengrauen seinem Lehrer Principal Skinner bei der Hobbyastronomie assistieren: Es gilt, die Koordinaten solcher Himmelsregionen zu notieren, die, durch Skinners Teleskop beobachtet, leer zu sein scheinen. Hier geht es also um erkenntnisgeleitete Forschung. Sie folgt den Dynamiken der Neugier, und auch wo sie nichts findet, handelt es sich um ein aufzeichnungswürdiges Ergebnis.

Als Bart Simpson allerdings selbst einen Blick durch das Teleskop tut, entdeckt er einen riesigen Kometen, der, wie das staatliche Observatorium alsbald bestätigt, direkt auf Springfield zurast. Einerseits gibt es also Probleme, die man ohne wissenschaftliche Neugier gar nicht hätte, und andererseits kann selbst eine zunächst rein dieser Neugier folgende Forschung schlagartig Wissen produzieren, das offenkundig von herausragender Wichtigkeit ist. Da man jetzt weiß, dass Springfield von einem Kometen zerstört werden wird, da man also plötzlich das eigene Todesdatum kennt, fragt sich in panischer Dringlichkeit, wie man sich darauf vorbereiten soll.

Bei den Simpsons schließt hier eine bitterböse Satire auf den gesellschaftlichen Katastrophendiskurs an. Und freilich bleibt die Katastrophe selbst dann doch aus; es ist ja nicht die allerletzte Episode der Simpsons: Als man sich auf den Untergang eingestellt hat, verglüht der Komet in der verschmutzten Atmosphäre über Springfield; allein ein kleiner Kometenbrocken richtet Schaden an, indem er – ausgerechnet – den einzigen Schutzbunker der Stadt zerschmettert. Doch der Diskurs über die Spannungskonstellationen von Gesellschaft und Wissenschaft ist damit noch keineswegs zu Ende. Die Katastrophenprognose des Observatoriums war also falsch. Und der Barkeeper Moe, Besitzer von *Moe's Tavern* und Instanz des gesellschaftlichen Durchschnittswissens, zieht daraus denn auch die Konsequenz: „Lasst uns das Observatorium niederbrennen, damit so etwas nie wieder passieren kann!“

Weg also mit der Wissenschaft und ihren Institutionen. Aber warum? Soll – magisches Denken! – die Zerstörung des Observatoriums künftige Kometeneinschläge unterbinden? Oder sollen – atavistische Rache! – die Astronomen für die Kometengefahr haften? Oder wird hier ein gesellschaftlicher Nützlichkeitsanspruch gegenüber der Wissenschaft absurd auf die Spitze getrieben? Das astronomische Wissen war schließlich unnütz – der Komet verglühte rechtzeitig –, um nicht zu sagen schädlich – die Springfielder haben sich, vom Ende her geurteilt, ja umsonst gesorgt. Jedenfalls steckt der Alltagsverstand den Kopf nicht in die Sterne, sondern gewissermaßen in den Sand: „Lasst uns das Observatorium niederbrennen, damit so etwas nie wieder passieren kann!“

Die politische Übereinkunft, die den Koalitionsvertrag des dritten Kabinetts von Frau Merkel trägt, unterscheidet sich hiervon deutlich. Sie versteht Wissenschaft und Forschung als eine besonders wichtige gesellschaftliche Kraft, sie setzt daher bei ihr politische Prioritäten und sie nimmt sich in besonderer Weise Ausbau und Förderung von Hochschulen und Wissenschaftsorganisationen vor. Getragen ist dies von einem über alle Parteiunterschiede im Einzelnen hinweg reichenden, breiten wissenschaftspolitischen Konsens. Er besagt, dass die besondere gesellschaftliche Stabilität und wirtschaftliche Stärke Deutschlands nicht zuletzt verbunden ist mit dem Umstand, dass wir über ein sehr leistungsfähiges Forschungssystem verfügen, das organisatorisch entlang der unterschiedlichen Wissenschaftsfunktionen klug differenziert ist.

Zu diesem stabilen wissenschaftspolitischen Konsens in der Bundesrepublik gehört überdies die Einsicht, dass wissenschaftliche Leistungshöhe und Leistungskraft – zumal bei der Bewältigung der besonderen Herausforderungen einer hochmodernen Wissenschaftsgesellschaft – stets auch Freiheit voraussetzen: Autonomiebezirke für den wissenschaftlichen Eigensinn des Fragens und Infragestellens, der Neugier, der Erkenntnisleidenschaft. Kometen entdeckt man, wenn man versucht, nicht Kometen, sondern den Kosmos in den Blick zu rücken. Anders gesagt: Die Gesellschaft ist – und ganz zu Recht – an den Antworten der Wissenschaft interessiert, in deren Perspektive aber gilt gewissermaßen zugleich auch das Gegenteil: „Fragen sind“ nämlich, wie jüngst der Neurobiologie Stuart Firestein von der Columbia University bündig formulierte, für die Wissenschaft selbst „relevanter als Antworten. Fragen sind größer als Antworten.“¹

¹ Stuart Firestein, Ignorance. Die Triebfeder der Wissenschaft. Bern 2013, S. 15.

Komplementär zur programmorientierten Forschung gibt es daher im deutschen Wissenschaftssystem auch für das erkenntnisgeleitete Fragen die geeigneten institutionellen und finanziellen Formen. Die Forschungsräume der Universitäten sowie der außeruniversitären Einrichtungen der Grundlagenforschung gehören hierher – und zu einem Gutteil auch die DFG mit ihrem Aufgabenschwerpunkt bei der Finanzierung und Pflege besonders guter erkenntnisgeleiteter Forschung.

Die allgemeinpolitische Prioritätensetzung bei Wissenschaft und Forschung und ein breiter wissenschaftspolitischer Konsens über seine Grundzüge bilden einen tragfähigen Rahmen, innerhalb dessen unser Wissenschaftssystem vom Guten zum Besseren weiterentwickelt werden kann. Und der Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung kündigt dazu ja die richtigen Schritte an. Er nimmt, anders als die thrakische Magd und Barkeeper Moe, die Wissenschaft und ihre Institutionen ernst. Man sieht es unter anderem daran, dass die drei großen Pakte der kooperativen Wissenschaftsfinanzierung von Bund und Ländern weitergeführt werden sollen; der Bund wird dabei den Aufwuchs im „Pakt für Forschung und Innovation“ übrigens allein tragen.

Mindestens ebenso wichtig für die Wissenschaft insgesamt ist das Vorhaben der Regierung, den Hochschulen aus dem Etat des Bundes „mehr Geld zur Grundfinanzierung zur Verfügung [zu] stellen“. Selbst wenn Finanzrahmen und Rechtsform noch zu klären bleiben: Mit dieser Grundsatzfestlegung wird das – man muss sagen – größte Problem des deutschen Wissenschaftssystems angegangen, nämlich der strukturelle Mangel einer auskömmlichen Grundfinanzierung von Lehre und Forschung an den Hochschulen. Die DFG hat immer wieder eindringlich auf dieses Problem hingewiesen, dessen Auswirkungen nicht zuletzt sie selbst betreffen – in Gestalt stetig wachsenden Antragsdrucks und eines einschneidenden Funktionswandels der Drittmittel. Und allein dann, wenn eine Bundesbeteiligung an der Grundfinanzierung der Hochschulen möglichst bald rechtlich und finanziell Wirklichkeit wird, dürfte es gelingen, bei der Finanzierung der hochschulischen Forschung auch das Verhältnis von Grund- und Drittmitteln wieder besser als derzeit auszubalancieren.

Darin liegt übrigens ein Problem von Universitäten und Fachhochschulen gleichermaßen: Auch die Forschung an den Hochschulen für Angewandte Wissenschaften muss finanziell deutlich besser als bisher ausgestattet werden, auch hier können wettbewerbliche Drittmittel die Grundmittel ergänzen, aber nicht ersetzen. Die DFG wird in diesem Zusammenhang den Belangen der Forscherinnen und Forscher an Fachhochschulen, die ja immer schon bei ihr antragsberechtigt waren, künftig im Beratungs-, Begutachtungs- und Entscheidungsprozess noch besser gerecht zu werden suchen. Und sie wird dies im Rahmen ihres Auftrags tun, also aufgrund von Anträgen, neutral gegenüber der institutionellen Zuordnung der Antragstellenden aus den Hochschulen und auf der Grundlage wissenschaftlicher Qualitätsurteile.

Letzteres scheint sich von selbst zu verstehen, und doch gibt es Anlass, es erneut zu betonen: Forschung lässt sich nicht allein quantitativ oder funktional oder danach unterscheiden, wie direkt oder indirekt sie gesellschaftlichen Relevanzgesichtspunkten entspricht. Sie lässt sich auch qualitativ unterscheiden. Es gibt erstklassige Forschung – übrigens an Universitäten und Fachhochschulen gleichermaßen –, und ihrer Förderung ist die DFG verpflichtet. Es gibt indes notwendig auch zweit- und drittklassige Forschung. Sie muss auf anderen Wegen finanziert werden. Und auf eine gewisse Weise, so könnte man sagen, mache die DFG nichts anderes, als erstklassige Forschung von weniger guter Forschung zu unterscheiden – und zwar: argumentativ und finanziell zu unterscheiden. Eben hierin liegt ihre spezifische Rolle innerhalb des Organisationsgefüges der Wissenschaft in Deutschland.

Aus dieser Verpflichtung aufs Diskriminieren, auf die Auswahl der besten Personen und Projekte, ergeben sich übrigens höchste Anforderungen auch an die Qualität der Entscheidungsprozesse innerhalb der DFG selbst. Sie beschäftigt uns in Bonn jeden Tag. Wir müssen diese Qualität gewährleisten können in einem Umfeld, in dem sich Begutteilungskapazität zunehmend als eine äußerst knappe Ressource erweist. Und es gelingt dies doch im Großen und Ganzen in einer Weise, die es vielleicht erlaubt, selbst in der Rolle ihres Präsidenten zu sagen: Den Programmen und Verfahren der DFG wird eine weltweit Maßstäbe setzende Güte zugeschrieben; der *summit* des *Global Research Council* hat dies vor einem halben Jahr hier in diesem Saal recht eindrücklich vor Augen geführt.

Und nicht, weil das Budgetwachstum der DFG etwa ein Selbstzweck wäre, sondern eben wegen der Verlässlichkeit ihrer wissenschaftsgeleiteten Entscheidungsverfahren, die ganz auf herausragende Forschungsqualität abstellen, meine ich auch sagen zu dürfen: Das Förderportfolio der Deutschen Forschungsgemeinschaft bildet den gegebenen Rahmen, um die erste und zweite Linie der Exzellenzinitiative weiterzuentwickeln. Und ich sage dies, wiewohl und weil sich damit erhebliche Herausforderungen auch für die DFG selbst verbinden. Der Rahmen dürfte kaum davon unberührt bleiben, dass die Großform der Exzellenzcluster in ihn eingepasst und weiterentwickelt wird. Das Förderportfolio der DFG wird also seinerseits zu überprüfen und gegebenenfalls neu zu justieren sein.

Kritische Selbstbeobachtung gehört nun freilich zu den stehenden Aufgaben jeder guten Organisation. Hinsichtlich der Förderformen und -formate der DFG bildet sie allerdings einen besonderen Schwerpunkt unserer Arbeit in diesem neuen Jahr 2014. Haben wir alle Instrumente, um die Produktivität und Leistungshöhe bester Forschung optimal fördern zu können? Und sind die Instrumente sorgfältig genug aufeinander abgestimmt? Machen fortschreitender Wettbewerbsdruck und Funktionswandel der Drittmittel Anpassungen erforderlich (längst ist ja, anstatt der Bewilligung, die Antragsablehnung zum Normalfall geworden)? Wie gewinnen wir Spielräume für neue Förderansprüche, die seitens der Wissenschaft wie auch von Politik und Gesellschaft an die DFG herangetragen werden? Sind wir offen genug für die Unterschiedlichkeit der Forschungsformen und Erkenntnisinteressen? Und auch für die besonders risikoreiche und originelle Forschung?

Mögliche Antworten auf solche Fragen werden hoffentlich in einem Jahr deutlich sein. Es wird für die DFG ebenso ein Jahr intensiver Diskussionen werden wie für die Wissenschaft und Wissenschaftspolitik in Deutschland überhaupt. Über die Grundsätze – ich sprach von ihnen – besteht weithin Einvernehmen. Sie in rechtlichen, organisatorischen und finanziellen Regelungen weiter zu konkretisieren, bleibt eine gemeinsame Aufgabe. An deren Bearbeitung wird sich die DFG tatkräftig beteiligen: als jene Einrichtung, in der sich die Wissenschaft in Deutschland selbst organisiert und die ihre spezifische Aufgabe darin hat, beste erkenntnisgeleitete Forschung in allen Zweigen der Wissenschaft zu fördern.

Schließlich ist die gesellschaftliche Leistungsfähigkeit der Wissenschaft ganz entscheidend von solcher Forschung abhängig. Es ist billig, aber falsch, mit der thrakischen Magd über die vermeintliche Weltfremdheit von Astronomen zu lachen. Lassen Sie uns die Observatorien (samt den Bibliotheken, Laboren, Hörsälen und Seminarräumen) nicht niederbrennen, sondern fördern und ausbauen. Denn wahr ist die Einsicht von Bart Simpsons Lehrer Principal Skinner: „*There's nothing more exciting than science!*“

Dass Sie dies in den nächsten Monaten intensiv erleben mögen, wünsche ich Ihnen allen sehr herzlich: ein erfolgreiches und produktives und vor allem ein *Happy New Year!*

Herzlichen Dank!